

(Nachdruck verboten.)

## 10) Der Kampf um Bliesener.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhard.

Ja wirklich, er hatte rote Flecken; dem Niesen ging es durch und durch. Der Junge hatte rote Flecke!

„Meinst Du, Ernst, det et bloß Windpocken sind?“ brach die Niese stoßend heraus. „Wenn et man nich . . . nee, nee, det kann nich sein . . . wenn et man nich . . . de wirklichen . . . Ob't hier draußen een Dokter jiebt? . . . Ernste, Ernste, wären wa man bloß zu Haus jeblieden! . . . Loof doch mal zu Herrn Bliesener runter, der wird doch sowat ooch wissen, er is ja doch Barbier . . . Oder et is Scharlach . . . Frau Vogler! . . . Frau Vogler! . . .“

„Wat is los! . . . Wat denn! . . . Wo denn? Wat, wat, wat? . . . Herr Jes, hab' id mir erschreckt! . . . So aus'n Schlaf!“

„Frau Vogler, er hat Scharlach un Pocken!“

„Wer hat det?“

„Unser Junge.“

„Machen Se doch nich sowat, Frauchen!“

„Sehn Se bloß!“

„Det meenen Se? . . . Ja? . . . Mückenstiche! . . .“

Fühlen Se mal hier an meinen Fuß über de Halbschuhe, da hab' id ooch Scharlach un Pocken . . . Hat die Bande richtig durch'n Strumpf durchgestochen . . . Hier bei'n Sumpf sollen ooch keene Mücken sein?!”

„Frau Vogler . . . Gottseidant, Mückenstiche! — Gottseidant! . . . Ja bin noch so dumm in de Sachen alle bei'n Kind! . . . Ernste, et sind bloß Mückenstiche! . . . Mückenstiche! Hast De jehört!“

Es freut sich wohl selten jemand über Mückenstiche, und geradezu glücklich war vermutlich noch niemand, Wulkows werden die ersten gewesen sein.

Frau Vogler gehörte bloß zu denen, welche sich über die Mückenstiche freuten, und zwar nur, weil sie den Anlaß gaben, von der Weltweisheit ihres Mannes zu sprechen.

„Sechs Kinder! . . . Wat meenen Se, wat man da so mit durchgemacht hat! Mens überhaupt! Aber bei meinen Mann heeß't's: Bange machen jilt nich! Det sieht er mit eenen Blick, wat, wat er zu sagen hat und wat nich, dajese bin id mit de Mückenstiche vorhin der reene Waisenknebel! Wo se kleen jewesen sind und se haben det Morgens anjefangen zu quarren mit Halschmerzen un Bauchschmerzen un Koppschmerzen un id vor Angst mit'n dicken Kopp rumjeloosen bin un womöglich schon jedacht habe, wo wa det Särjelen bestellen, denn hat er einfach jesagt: Junge, De jehst ma heite solange nich nach Schule un bleibst in de Halle, bis de Dir ankuriert hast! Un zu mir hat er dann jesagt: Paß' mal uff, Bieschen, so jesein zwölfe, wenn de Schule aus is, wie er denn uff einmal jesund wird un aus det langweilige Bette huppt! Dhut er't nich, mußt De zu'n Dokter jehn . . . Na aber unter dreimal sind se viermal aus't Bette jehuppt! . . . Woher der Mann det alles her hat, weech der liebe Himmel.“

„Nee, Frau Vogler, det wird sich schon wieder verzieh'n!“ rief Herr Schulke, welcher soeben erwacht war. „Seh'n Se doch, wat oben for'n Wind is.“

„Wie kommen Sie denn dadruff?“

„Haben Se denn nich eben über'n Himmel jesprochen?“

„Über'n Himmel? . . . Det haben Se geträumt. Aber der Himmel sieht wahrhaftig mutmig aus, det jiebt een Kranich.“

„Man merkt, det Se keen Droschkentutscher sind. Unser-eener würde sowat bei den Wind nie sagen; wir sind doch dadruff abgerichtet. For'n Droschkentutscher is nämlich der Nejen wat for'n Budiker der Sonnabend is, bloß det der Budiker schon bei de Schöpfung seinen festen Sonnabend jekriegt hat un er sich weiter jarnich darum zu kümmern braucht, der kommt doch pünktlich, uff unsern Nejen aber jar keen sichrer Verlaß is. Wir müssen uns eben davor 'ne höllische Nase anjehöhnen, den Nejen müssen wir an'n Morjen, wenn wa rausfahren, schon riechen, det nich etwa der Verdeckwagen zu Hause in de Remise pennt, un wir mit unser offnet Phaeton uff de Haltestelle sitzen bleiben wie 'ne olle Zimser uff'n Tanzboden, wo et doch vor Jahrgäste wimmelt, det

einen ooch det Wasser in'n Mund zusammenloosen kann un nich bloß uff't Leder von'n Fußsack!“

„Ja, wird et denn nu rejnen oder nich? Ja möchte nicht mit's Kind . . .“

„Verlassen Se sich uff'n ollen Droschkentutscher! Et is ja möglich, det's in de Nacht noch losjehet, aber jekt — nee! Un nu . . . Wer kommt mit runter zu de Kinder? Nitschke wimmelt ja da ooch schon rum! . . . Olle, steh uff . . . Mitspielen! . . . Herr Vogler, uff! . . . Mitspielen! . . . Zademack! . . . Zademack!“

Bloß Niese Wulkow und Herr Vogler blieben zurück, Niese des Kindes wegen und der bequeme Herr Vogler offiziell Nieses wegen.

„Et schickt sich nich, 'ne junge Frau so janz alleene zu lassen!“

Viel zum Mitspielen gab es aber unten nicht mehr, die Pfänder wurden schon eingelöst. Fräulein Piele ärgerte sich: Herr Bliesener war schon zum zweitenmale verurteilt, Else Vogler zu küssen, einmal hatte er auch, ob er wollte oder nicht, Meta Zademack geküßt und sie hatte noch gar nichts abbekommen — warum spielte sie denn überhaupt? Etwas, damit sie vor Herrn Nitschke knien und ihm drei Küsse auf den roten Stachelbart drücken durfte? Pfui Deibel! — „Det man bei det Auslösen ooch ja nich mogeln kann!“

Endlich erbarmte sich ein guter Gott und zwar gründlich — Herr Wulkow war nicht für kleine Portionen: 25 Stück er — ihr.

Mit der gleichgültigsten Miene der Welt erhob sie sich, als Herr Bliesener etwas schüchtern vor ihr stand. Herr Bliesener war sonst gewiß kein Kostverächter, aber sich vor den heimlichen Schwiegereltern herumzulüssen, fand er etwas bedenklich.

„Mut fehlt den Zungen!“ rief Herr Nitschke. „Hast De mir jesehn, Zademack, wie id ranjungen bin an Else Voglern?“

„Immer rann an'n Speck!“ rief auch der heimliche Schwiegervater.

Fräulein Piele war beleidigt. „Na, wenn Se nich wollen! . . .“

„Wer sagt denn det! . . . Aber mitzählen und nich schwefeln!“

Recht gewandt nahm jekt endlich Bliesener Fräulein Piele in seine Arme, hob ihren Kopp kuhrecht und . . . „So,“ dachte sie — jekt — jekt . . .

Bummmmm! . . . Brrrrrr!

Das Gewitter!

„O Gott, o Gott!“ Fräulein Piele warf sich plötzlich mit solcher Wucht auf ihn, daß sie beide hinsielen.

„O Gott, o Gott! Retten Sie mich! . . . Ach, lieber Herr Bliesener! . . . Retten Sie mich! Lieber Herr Bliesener!“

Gewitter, Räufe und Raupen war das furchtbarste, was sie kannte, danach kam erst der Tod und das Skotodil.

Bummm! Brrr! Rrrrrr! Rrr!

„Schnell! Schnell! Else, hast'en Sonnenschirm?“

„Nee, id denke, Du hast'en, Mutter . . .“

„Fräulein Piele, Fräulein Piele!“

„Jajaja, Fräulein Bliesener, ja — ja? . . .“

„Nehmen Se doch den Oberrock über'n Kopp!“

„Mein neuer Strohhut, der is nu doch hin!“

„Et rejnet doch noch janich!“

„Aber wa kommen doch nich mehr trocken ins Lokal! . . . Sie mit Ihren dämlichen Ort for'n Mittagsschlaf!“

„Sie haben sich ooch nich schlecht blamiert, Sie oller Droschkentutscher!“

„Donnertwetter auch! Der verdammte Sumpf! Wir müssen drann langloosen, et is zwar en kleiner Umweg, aber . . .“

„Wo is denn mein Mann? . . . Bleiben Se doch en bisken stehn! . . . Herrjott, Vater is ja nich bei! . . . Else, hast Du'en nich jesehn? . . . Watten Se doch!“

„Jekt jieb's en mir, Niese, bei die Dunkelheit stolperst De womöglich.“

Brrrr — Bummm!

„Ach lieber Herr Bliesener!“

„Jekt fäng't's an, id hab' schon'n dicken Tropfen!“



„Ja, wahrhaftig!“  
 „Ernst, zieh Dir de Sache an, det leid id nich! Du bist so schwicht, un det kommt noch lange nich bei's Kind durch!“  
 „Zu doof, det id mein'n Refenschirm in'n Kremser jefassen habel! . . . Wer't Sjr mal da unter'n Baum wej, Bengels! Da schlägt et zuerst ein!“  
 „Un wenn schon! Denn hat man det ooch mal mit-jemacht! . . .“  
 „Hier! . . . mitgekomen!“  
 „Wa loofen ja immer tiefer in'n Wald rein, wa mühten doch schon lange det Haus sehn! . . . Nu hab' id richtig meinen Kragen liejen lassen!“ —  
 „Da hinten is de Chaffee!“  
 „Na, denn sind wa doch falsch! Jä loose hier rechts rüber!“ —  
 Bumm! Bumm! Brrrrr! Bumm!  
 „Hilfe! Hilfe!“  
 „Wat is Jhnen denn? . . . Se können doch hier nich zum Aufweichen liejen bleiben! . . . Da is ja 't Lokal!“  
 „Wo denn, wo?“  
 „Da hinter uns, wa sind schon vorüberjeloofen.“  
 „Det liejt aber ooch so verflecht, sowat Unpraktischet . . .“  
 „Det heekt: Nu hört's uff zu reijnen — nu jiekt et!“  
 „Na hab' id Jhnen nich jut jesührt?“  
 „Sein Sie man ganz stille, Bliesener!“  
 „Die Hauptsache is, det wa da sind! . . . Aber hier rüber! Hier! Hier in den Keenen Sommersaal! In den Langsaal is ja keen Plätzchen mehr!“  
 „Na, Jott sei Dank!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck oder Auszug verboten.)

### Die Südpol-Forschung und ihre Aufgaben.

Von Prof. Dr. Erich von Drygalski (Berlin).\*)

Die Vorstellungen von der geographischen Gestaltung der südlichen Halbkugel haben gegen das Ende des vorigen Jahrhundertes durch die großen Reisen von J. Cook (1772—75) eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Im Altertume hatte der Chaldäer Seleukos, ein Schüler von Aristarch, um 150 v. Chr., die Lehre von dem Vorhandensein eines großen Südlandes, das Afrika mit Indien verband, dadurch zu begründen gesucht, daß der Indische Ocean scheinbar nicht die Gezeiten zeigte, die ein offenes Weltmeer haben müßte. Diese Annahme erwies sich bald als irrig. Trotzdem hat der große Geograph Ptolemäus um 150 n. Chr. die Vorstellung von dem Südlande aufgenommen. Ihm sind die Geographen des Mittelalters gefolgt; und bis weit in die Neuzeit hinein ist von dem Südlande die Rede gewesen, das man bald als große Insel an die Ostseite des Feuerlandes, bald in den Pazifischen Ocean verlegt hat. In der Hoffnung auf Gold und anderen Gewinn sind zahlreiche Expeditionen nach diesem Südlande gerichtet gewesen und haben zur Entdeckung vieler Inselgruppen im Pazifischen Ocean geführt.

Cook zerstörte diese Vorstellungen endgültig, indem er das Südpolargebiet im ganzen Umkreis im Meere umfuhr und an drei verschiedenen Stellen einen Vorstoß über den südlichen Polarkreis ausführte. Im Mißmut darüber, daß er kein mitbringendes Land fand, schreckte er von ferneren Forschungen südlich seiner Wege ab. So vergingen über 40 Jahre, ehe ein neuer Fortschritt in der Kenntnis des Südpolargebietes erzielt wurde. Es war dann einer russischen Expedition unter Bellingshausen 1819—21 vorbehalten, das erste Land im Südpolargebiet zu finden, indem sie Alexander I.-Land und die Insel Peter I. südwestlich von Amerika entdeckte. Das Land selbst erwies sich zwar als eisbedeckt und nutzlos. Nach der Reise Bellingshausens ist jedoch eine größere Zahl von Handelsexpeditionen nach dem südlichen Eismeere gerichtet gewesen, die in den 20er und 30er Jahren unseres Jahrhunderts einen schwunghaften Gang an Thranfischen und Pelzroben dortselbst betrieben haben. Diesen hat es auch nicht an geographischen Entdeckungen von Bedeutung gefehlt. Am erfolgreichsten war Kapitän Weddel, der im Meere Georg IV. südlich von Amerika bis über den 74 Grad f. Br. vordrang und berichtete, daß er ungehindert noch weiter hätte vordringen können, wenn die Fangzwecke seines Schiffes es gestattet hätten. Er hatte ungewöhnlich günstige Eisverhältnisse getroffen, die im Südpolargebiet starken Schwankungen unterliegen.

Einen neuen Anstoß für die Wiederaufnahme der Südpolarforschung und damit zu den wichtigsten dort nach Cook erreichten Resultaten gab die Arbeit von Gauß über den Erdmagnetismus, die 1838 erschien. Gauß wies darin nach, daß die magnetischen Kräfte, die man in Einzelheiten längst kannte, Gesetzen folgten, die

für den ganzen Erdball gemeinsam bestehen, und daß es möglich ist, die Größe der Abweichung der Magnetnadel von der wahren Nord- und Südrichtung für alle Orte der Erde anzugeben, wenn sie für einige möglichst gleichmäßig verteilte Orte ermittelt ist. Diese Entdeckung ist auch für die praktische Schiffahrt von der höchsten Bedeutung gewesen, weil sie die Möglichkeit gab, die magnetischen Karten zu konstruieren, deren die Schiffe auf dem Meere für die Steuerung nach dem Kompaß bedürfen.

Auf diese Anregung hin wurden um 1840 gleichzeitig drei große Expeditionen in das Südpolargebiet entsandt, um magnetische Beobachtungen in den höheren Breiten der südlichen Halbkugel zu gewinnen. Es waren dies die Expeditionen der Franzosen unter Dumont d'Urville, der Amerikaner unter Wilkes und vor allem der Engländer unter J. C. Ross. Diesen Expeditionen sind die ganzen Erfolge zu verdanken gewesen, auf welchen noch heute die Kenntnis des Südpolargebietes beruht. Die Franzosen und Amerikaner machten wichtige Landentdeckungen südlich von Amerika im Dick Gertrits-Archipel und in Graham-Land, sowie südlich von Australien in der Landreihe, die man heute als Wilkes-Land bezeichnet, und die schon der Entdecker selbst als den Rand eines Kontinents betrachtete. Ross entdeckte das große Victoria-Land und besuhr nach Durchbrechung eines festen Eiseisgürtels das eisfreie Rossmeer an dessen Ostküste bis über den 78. Grad südl. Br. hinaus, woselbst er die gewaltigen nach seinen Schiffen benannten Vulkane Erebus und Terror sah und schließlich durch eine zusammenhängende große Eismauer am weiteren Vordringen gehindert wurde. Diese drei Expeditionen sammelten auch eine Fülle von biologischen, magnetischen und physikalischen Beobachtungen, die noch heute grundlegend sind.

Nach 1840 ist ein nennenswerter Fortschritt in der Kenntnis des Südpolargebietes bis heute nicht mehr erzielt worden. Von dort hin gerichteten Unternehmungen sind ein kurzer Vorstoß der Englischen Challenger Expedition unter Nares (1874), ein solcher des deutschen Handelsdampfers Grönland unter Kapitän Dallmann (1873/74), sowie verschiedene Fangerpeditionen am Anfang der neunziger Jahre zu erwähnen. Diese haben die Karten in Einzelheiten berichtigt, weitere Forschungen aber nicht anstellen können. In den letzten Jahren sind endlich zwei kleinere Expeditionen von Belgien und England geküßt worden, die den bestimmten Zweck haben, wissenschaftliche Forschungen im Südpolargebiet anzustellen. Die belgische Expedition unter De Gerlache, die 1897 die Heimat verließ, ist jetzt in der Heimkehr begriffen, nachdem sie südwestlich von Amerika die erste Ueberwinterung im Südpolargebiet ausgeführt hat. Hierin liegt die Bedeutung dieser Expedition, und dürfen wir wichtige physikalische Nachrichten von diesem ersten längeren Aufenthalt in der Antaretis erhoffen. Neue Landentdeckungen hat die Expedition nicht erreicht, wie es nach den bisherigen Berichten scheint, da sie sich in früher bereits besuchten Gegenden bewegten. Die letzten Nachrichten von der englischen Expedition unter Führung des Norwegers Nordgrævin lauten dahin, daß sie das Victoria-Land erreicht und sich dort zur Ueberwinterung eingerichtet hat.

Wenn sich nun heute das Deutsche Reich und seinem Vorgänger folgend mit privaten Mitteln auch England zu großen Unternehmungen rüsten, die im Jahre 1901 gleichzeitig mit je einem Schiff von verschiedenen Seiten in das Südpolargebiet vordringen, dort an festen Stationen überwintern und dann nach etwa zweijähriger Abwesenheit auf anderen Wegen in die Heimat zurückkehren sollen, so geschieht es, um endlich den Schleier von einem Erdraum zu lüften, dessen gänzlich unbekante Flächen mehr als doppelt so groß wie Europa sind. Wenn wir bedenken, wie wesentlich die Erforschung anderer Erdräume von der gleichen kontinentalen Größe die wissenschaftlichen Vorstellungen in jeder Beziehung gestaltet und umgestaltet hat, dann werden wir ersehen können, welcher Gewinn von der Erforschung des Südpolargebietes zu erwarten ist. Wir wissen heute noch nicht, ob dort vielleicht ein noch unentdeckter Kontinent existiert, oder ob nur einzelne Inselgruppen das Eismeer erfüllen. Wir kennen auch nicht die ganze Fülle von physikalischen und biologischen Erscheinungen, die Erdräumen von solcher Größe eigen sind und deren Ähnlichkeiten oder Abweichungen von den Thatfachen anderer Gebiete notwendig erforscht werden müssen, wenn nicht große Lücken in der Kenntnis des Erdballs bestehen bleiben sollen.

Alle Wissenszweige sind an der Erforschung des Südpolargebietes interessiert, und es würde zu weit führen, wenn ich hier die Aufgaben, die der Lösung harren, aufzählen wollte. In der Wissenschaft des Erdmagnetismus sowohl, wie in der Meteorologie und Meereskunde, in der Zoologie in gleicher Weise wie in der Botanik liegen im Südpolargebiet fundamentale Probleme vor, die bis heute höchstens gestreift, niemals näher verfolgt sind. Schwerkraftmessungen in höheren südlichen Breiten brauchen wir für die bessere Erkenntnis der Erdgestalt, Forschungen über die dortigen Eisverhältnisse zum näheren Verständnis der geologisch so wichtigen Eiszeit, die in der Vorzeit weite Gebiete auch der gemäßigten Breiten überzog. Vor allem aber brauchen wir die geographische Feststellung der Verteilung von Wasser und Land, Forschungen über die Ausdehnung des etwa dort noch vorhandenen Kontinents, da hierauf alle Einzelheiten beruhen.

Die große Aufgabe erfordert große Mittel. Es wäre jedoch fehlerhaft, zu behaupten, daß diese lediglich auf ideale Ziele gerichtet sind. Mit den wissenschaftlichen Arbeiten sind auch praktische Ziele untrennbar verbunden. Die erdmagnetischen

\*) Prof. Dr. von Drygalski ist bekanntlich zum Leiter der großen Deutschen Südpol-Expedition bestimmt, die augenblicklich vorbereitet wird.



Forschungen werden die für die praktische Schifffahrt wichtigen magnetischen Karten verbessern, die oceanographischen und meteorologischen Arbeiten die Gesetze und die Verbreitung der Strömungen und der Winde auch jenseits der Gebiete des Eises erschließen, wo sie für viel befahrene Wasserstraßen bestimmend sind; die biologischen Untersuchungen endlich können neue Fanggründe eröffnen, die für den ausgebeuteten Fang an Thranierern in den nordpolaren Gewässern einen Ersatz zu bieten vermögen. Vor allem aber handelt es sich darum, die größte nautische Aufgabe zu lösen, die die Erde heute stellt, weil es andere unbefahrene Meeresräume von der gleichen Größe nicht mehr giebt und vor allem keinen, der an das Können der Seeleute ähnlich hohe Anforderungen stellt. —

## Kleines Revueletton.

— Ein Lehrleben. Man schreibt der „Frankf. Jtg.“ aus Innsbruck: Zu Kössen bei Kufflein wurde der Lehrerveteran Johann Schwaighofer, ein Originalmensch, beerdigt. Er war 1817 geboren und durch 57 Jahre als Lehrer und Organist in verschiedenen Orten Nordtirols, zuletzt durch 32 Jahre in Kössen thätig, bis er 1894 pensioniert wurde. Infolge des großen Gehalts, den er in den ersten Jahren bezog, mußte er sich auf Nebenbeschäftigungen verlegen und so suchte er sich neben der Lehrthätigkeit als Tagelöhner, Holztrifter, Steinmetz, Kunstschleifer, Maler, Dachdecker,hirt und dergleichen Erwerb. Später verlegte er sich auf die Herstellung physikalischer und naturwissenschaftlicher Apparate, worin er Großartiges leistete. Bei der Weltausstellung in Wien erhielt er hierfür auch eine Auszeichnung. Schwaighofer stand mit hervorragenden Gelehrten, Dichtern und Malern im Verkehr. Er war freisinnig und geistig frisch bis zum Tode. Originell wie der Mensch ist auch seine Grabinschrift, die er selbst bestimmte, und die lautet:

Hier ruht

Johann Schwaighofer, Lehrer,

geboren 1817 zu Nettenhöf, gestorben 1899 zu Kössen.

Die Erde sei ihm leicht,

Wie sein Gehalt. —

c. Eine Indianer-Puppenammlung, die sich im Besitze der Amerikanerin Frau A. L. Didermann befindet, wird im „Globe“ in einigen charakteristischen Beispielen vorgeführt. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben die Kinder mit Puppen gespielt; sie haben sich überall ihre Puppen selbst geschaffen, oft in den primitivsten Formen. Steffens weist aber in den Erläuterungen zu den Abbildungen darauf hin, daß auch die Frauen verschiedener Völker mit den Puppen wie mit lebenden Wesen umgehen. Indianermütter füllen die Wiege des verstorbenen Kindes mit Federn in Form derselben, führen diesen Ersatz stets mit sich herum, plaudern mit ihm und behandeln ihn wie ihr Kind. Oft geschieht dies ein Jahr lang. Die betrübtete Mutter wird dabei von der animistischen Idee geleitet, das verstorbene Kind sei noch zu klein, um seinen Weg zum Paradiese zu finden und durch das flehige Umherstreifen könne sie der Seele weiter helfen; sie trägt daher die Nachbildung so lange, bis sie den Geist des kleinen Wesens genügend gewachsen glaubt, um sich selbst im Jenseits fortzuhelfen. Wie die Abbildungen zeigen, verstehen die Indianer recht gut, die menschliche Gestalt in Puppenform nachzuahmen. Der Körper der Puppen wird aus Thon oder aus ausgestopftem Leder hergestellt. In der Regel sind die Figuren reich bekleidet. Eine Puppe von den Objibwa am Oberen See trägt ein Lederkleid mit Perlenkette und Fransen, das durch einen Gürtel zusammengefaßt wird. Auch Motassins und Leggins (Schuhe und Hemkleider) trägt diese Puppe, und lange Zöpfe aus Pferdehaar fallen von dem nur roh geschnittenen Kopf herab. Das Kind, das sie ursprünglich besaß, wollte sich durchaus nicht von seiner Puppe trennen; nur gegen eine hohe Summe war sie von der Mutter zu erhalten. Drollig ist ein Puppen-Ehepaar aus Thon von den Juni-Indianern. Bis in die kleinste Einzelheit ist die Tracht, wie sie heute bei diesen Pueblo-Indianern gebräuchlich ist, nachgeahmt. Das Gesicht ist stärker durchgebildet, mit großen, fonderbar noch oben starrenden Augen, einem etwas geöffneten Mund und kräftig markierten Nasenlöchern; das Haar ist aus Rothhaar gebildet. Bei einer anderen Puppe desselben Stammes, aus ausgestopftem Leder, sind Augen, Nase und Mund durch bunte eingefetzte Perlen hergestellt. Auch eine Puppe der Apachen ist gleichsam ein Modell der Apachefrauen. Sie hat silberne Ohringe, und der Kopf ist mit echtem Menschenhaar geschmückt. Das lange Kleid ist aus gegerbtem Hirschleder und wird durch einen Perlenkette zusammengehalten. Wie bei uns, so müssen auch bei den Indianern die Puppen ihre Wiege haben; für diese sind die wirklichen Kinderwiegen die Modelle. Bei den Flathead-Indianern ist es z. B. ein genau entsprechender Apparat, in den die Puppe hineingeschnitten wird, es fehlt nur das Brett, das die Flathead ihren Kindern vor die Stirn schnüren, um die bekannte Verunstaltung des Kopfes hervorzurufen. Bei den Apachen besteht die Puppenwiege wie die große aus einem einzigen, zu einer länglichen ovalen Form gebogenem Brette, der mit Hirschleder überzogen, bemalt und mit Perlen geschmückt ist. Ebenso erhalten auch die Indianermädchen eine vollständige Ausstattung für ihre Puppen an Geräten und Kleidungsstücken. Ein Puppenhandtäschchen der Nez-percés, das in Montana

entworfen wurde, ist sauber aus Hirschhaut gemacht und mit zwei Hirschklauen und Perlschnüren geschmückt. Von demselben Stamme ist ein Puppenhemd aus Hirschhaut zu sehen, das auf den Schultern und am Kopfschlitze mit bunter Stickerei geschmückt ist. Diese gestickten Streifen sind indessen aufgelegt und nicht direkt in die Hirschhaut eingestickt. Die Indianer haben aber diese Puppen nicht etwa denen der Europäer nachgebildet; vielmehr wurden schon von den ersten Entdeckern derlei Puppen gefunden. —

## Litterarisches.

Jg. Das erste Berliner Sommer-Theater wurde im Jahre 1783 und zwar von keinem geringeren, als dem alten Döbbelin begründet. Die „gährende Leere“, welche die schöne Jahresheide in dem kleinen Spielhaus des Direktors hervorrief, zwang diesen eigentlichen Begründer der Berliner Schauspielkunst nach einem Cries für seinen mageren Geldbeutel auszuschauen. In der „Berlinerischen Korrespondenz“ jenes Jahres heißt es: „Die Kunst geht nach Brot — Döbbelin folgte mit der seinigen dem Publikum und eröffnete ein Sommer-Theater im prächtigen Neuhofischen Garten, wo der Zusammenfluß der schönen und glänzenden Welt von Berlin sich hingezogen hatte. Man speist an heißen Tagen unter Zelten, und es hat gewiß sein Angenehmes, unter einem großen und geräumigen Zelte, dessen Seitenwände zum Teil grüne Heiden sind, einem Schauspiel zuzusehen. Der Mangel der Erleuchtung ist mit dem schönen Mangel des garstigen Lampendampfs verknüpft und wird durch den Gemüß der frischen Luft ersetzt oder überwogen.“ Die erste Vorstellung wurde durch einen Prolog eröffnet, den „Mademoiselle Döbbelin“ sprach und der mit folgenden Worten begann:

Willkommen im Grünen, Ihr Damen und Herrn!  
So zahlreich als möglich! — Wir sehen es gern!  
Und laden Euch alle feierlich ein,  
Den neuen Tempel einzuweltn.  
Hier sei, von Euch beschützt, mit Sorgen unbelannt  
Thaliens Sommerwälderland.

Die bewegliche Schlussbitte der Dichtung:

— — — Um aller Nasen Willen.

Besucht Thaliens Hain, verlaßt uns, Sömmer, nicht! fand bei den Berlinern leider keine Gegenliebe.

Der Verichterfasser der „Berlinerischen Korresp.“ sagt in weiteren: „Wenn ich den Künstler so arbeiten und kämpfen sehe, — dann dauert er mich, und er dauert mich doppelt, wenn bey aller Mühe und Kosten ihm nicht eine aufmunternde zahlreiche Menge von Zuschauern lacht. — worin selbst der regnende Himmel ihm nicht lacht, wenn rings um der offenen Bühne her sich die geizige Begierde drängt, um unbezahlt die herrliche Stimme der Kiklas zu hören, und ein schmutziger Mund sich öffnet, um drüber zu triumphieren, daß man umsonst draußen hören kann, was — dem Unternehmer soviel Geld kostet.“ Regen und Zaungäste, die Feinde so manchen modernen Unternehmens, sollten denn auch wirklich der Tod des ersten Berliner Sommer-Theaters sein. Statt der erhofften Einnahme fand Döbbelin nur Karger und Unkosten darin. —

## Musik.

Seit Ende des vorigen Jahrhunderts ist der ganzen musikalischen und tanztüchtigen Welt ein Besitztum eigen, wie es nicht viele wieder giebt: der Walzer. Seine Vorgesichte führt zurück einerseits auf Tanzlieder, andererseits auf den echt deutschen, speciell süddeutschen „Ländler“ (dreigliedrig wie jener, aber gemächlicheren Charakters), vielleicht auch auf den „Springtanz“ der Minnesinger. Sein erstes bestimmteres Auftreten mag ins Jahr 1787 fallen, als in der Oper „Una cosa rara“ von Martini ein derartiger Tanz erfolgreich auf der Bühne erschien. Seine jetzige Form, der Wiener Schnellwalzer, dürfte auf Webers „Anforderung zum Tanz“ vom Jahr 1820 zurückgehen. Auch andere unserer musikalischen Klassiker pflegten ihn als Kunstform, zumal Schubert. Schon aber hatte Joseph Lanner (1801—1843) die Form ergriffen und sie als der erste in einer Reihe wohlbekanntester Komponisten zu einem vollständigen Gut von so künstlerischer Höhe ausgebildet, daß Feinschmecker in diesen Dingen alles ihm folgende nur als ein allmähliches Verlassen jener Höhe betrachteten. Von ihm ging — anderer, z. B. des biedereren J. Haag, nicht zu vergessen — der ältere Johann Strauß (1804 bis 1849) aus, der Stammvater der berühmten Familie. Von dessen drei Söhnen starb zuerst der, mit dem Klemmer die allergrößten Hoffnungen ins Grab getragen sahen, Joseph; der Sohn Johann, der eben Verstorbene, wurde der hauptsächlichliche Träger des Familienruhmes; nun lebt noch der dritte der Brüder, Eduard. Und „so lang der schöne Ebi Strauß noch Walzer geigen geht“, ist auch für die stets neue Bekanntheit des weitesten Publikums mit Straußschen und ähnlichen Weisen keine Gefahr. Seit Jahrzehnten bieten in Wien seine „Promenade-Kongerte“ ein bestes Mittelglied zwischen Kunst und Unterhaltung und führen teils klassische oder halbklassische Stücke, teils die Tänze des berühmten Bruders, teils die blässeren ihres eigenen Dirigenten vor. Nun ist Eduard Strauß auf den Reisen mit seiner Kapelle wieder in Berlin eingelehrt und reißt mit dem gut gelagerten Repertoire das Publikum zur Anerkennung einer Kunst hin, vor der jetzt, zugleich mit den Gerüchten über den Tod der Wiener Operette, kaum zu hoffen ist, daß auch nur Epigonen sie lange weiterführen können. Zur Kritik fordert da schwerlich etwas heraus; wie die Bewegungen des bald mit dem Stab, bald mit dem Geigenbogen dirigierenden und bald wieder selbst mitspielenden „Hof-Ball“



musikdirektors" alles Edige vermeiden, so ist auch sein musikalisches Wirken darauf angelegt, nirgends anzustoßen: es ist zu wertvoll, um reine Unterhaltung, zu wertlos, um volle Kunst zu sein. Den letzten Ausläufer einer der herrlichsten Traditionen unserer Musikgeschichte sei aber ihr Erfolg jedenfalls gegönnt.

Der Montagabend, der mich zu ihnen führte, war derselbe, für den unsere alte Oper die seit drei Vierteljahren fort und fort angekündigte Neueinstudierung der (mit Unrecht selten gehörten) „Curyanthe“ von Weber endlich und süßlich aufs Repertoire gesetzt hatte. Ich war fünf Tage vorher, an die Schwierigkeit des Billetkaufes längst gewöhnt, mit Eifer zur kurz geöffneten Vormittagskasse geeilt und glücklich in den Besitz eines leidlichen Willets gelangt. Sonntag früh Abgabe! Auch das noch geduldig hingenommen — man muß ja mit der „Königlichen“ Rücksicht haben, wenn die Arme es selber so schwer hat. Auf dem Weg zum Friedrichshain stieg mir jedoch die bange Erinnerung an mein Willet auf. Also seitab zur Oper, um zu erfahren, daß mein armes Willet für die auf Sonnabend verschobene „Curyanthe“ nicht gelte, wohl aber heute abends zurückgenommen werde. Nun hieß es: warten bis 1/27 Uhr! Dann „Anstellen“ im Freien! Nach 1/27 Uhr zur Kasse — Geld zurück — und ein Willet für Sonnabend? „Ja da müssen Sie morgen vormittags kommen!“ „Auch kein Reservieren jetzt möglich?“ „Bedauere!“

Also kam morgen vormittag die Heise von neuem beginnen. Der Leitung unserer „Königlichen“ aber sei gesagt: Wenn sie schon nicht die Rücksicht hat, dem im Berufsdienst arbeitenden Vertreter der Presse die ihm gebührenden Erleichterungen im Bezahlen seines Bar und mit Vorkaufkosten zu bezahlenden Willets zu gewähren; und wenn sie sich nicht schämt, in ihren Verschiebungen ihre artistische Ohnmacht vor die Öffentlichkeit zu tragen, so sollte sie doch dem gesamten Publikum gegenüber so viel Lakt und Ehrgeiz haben, die Abgabe der Karten derart einzurichten, daß es nicht erst durch komplizierte Reisen und Zerreißen seiner Tagesstättigkeit sich die Anwartschaft auf einen Kunstseindruck sichern — oder vielmehr bis auf weiteres vorbereiten muß.

**Astronomisches.**

ss. Während der letzten Versammlung der British Astronomical Association kamen einige merkwürdige astronomische Thatsachen zur Sprache. Zunächst wurde ein Schreiben des bekannten amerikanischen Astronomen Professor Pickering vorgelesen, das sich mit den Jupiter-Monden beschäftigte. Soviel man bisher weiß, hat der größte Planet des Sonnensystems 5 Begleiter, von denen der letzte bekanntlich erst vor kurzer Zeit entdeckt worden ist. Der erste und der dritte Mond, nach ihrer Entfernung vom Hauptplaneten gerechnet, haben für gewöhnlich im Fernrohre wie alle anderen Himmelskörper des Planetensystems das Aussehen einer nahezu kreisrunden Scheibe, zuweilen aber nehmen sie eine eisförmige Gestalt an. Das Wunderbarste ist, daß wenigstens bei dem ersten Jupitermonde der beschriebene Wechsel in der Gestalt mit vollkommener Regelmäßigkeit eintritt. Man kann die Zeit, in der er in eine längliche Gestalt übergeht, ziemlich genau vorher berechnen. Der dritte Jupitermond dagegen hat zwar auch zeitweise eine elliptische Form, jedoch in unregelmäßigen Zeitabständen, außerdem hält der veränderte Umriß zuweilen mehrere Tage an, während der Wechsel bei dem ersten Jupitermond sehr schnell geht. Molesworth ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß der eigentümliche Gestaltwechsel bei dem ersten Jupitermonde daher rührt, daß er am Äquator eine helle Zone und an den Polen zwei dunkle Regionen aufweist. Wenn nun die dunklen Flecke an den Polen gerade dem Beobachter gegenüberstehen, wird das betreffende Gebiet unsichtbar, und so sieht man den Himmelskörper in einer länglichen Form, weil eben die schwachbeleuchteten Polargebiete für das Auge verschwinden. Da diese Erscheinung von der Umdrehung des Mondes um seine Achse abhängig ist, so muß sie in regelmäßigen Zeitabständen eintreten. Die entsprechende Wahrnehmung bei dem dritten Jupitermonde wird in ähnlicher Weise auf das Vorhandensein dunkler Flecken zurückgeführt, die dann den Anblick eines ovalen statt eines kreisrunden Körpers vortäuschen, wenn sie an den Rand der Scheibe gelangen. — Noch interessanter war eine Mitteilung des Astronomen Whitwell über die Mars-Monde. Der Mars besitzt bekanntlich zwei Trabanten, die die homerischen Namen Deimos und Phobos erhalten haben. Wenn man sich auf den Mars versetzt denkt, so würde man den Phobos in einer einzigen Marsnacht als Mond aufgehen, untergehen und noch einmal aufgehen sehen. Innerhalb dieser Zeit könnte ein einziger Beobachter den Mond zweimal als Vollmond und einmal als Neumond oder zweimal als Neumond und einmal als Vollmond erblicken. Mondfinsternisse müssen für den Mars ganz unverhältnismäßig viel häufiger sein, als es für die Erde der Fall ist. Im Ablauf eines einzigen Marsstages, der die Länge von 24 Stunden 37 Minuten besitzt, können nicht weniger als drei Mondfinsternisse eintreten, die übrigens wie auf der Erde ebenfalls in die Zeit des Vollmondes fallen. Die Verfinsternungen des Phobos-Mondes, der der nähere am Planeten ist, sind so häufig, daß auf drei Vollmonde immer zwei Mondfinsternisse fallen. Während der Sonnenwende hat ein Teil des Planeten eine Reihe aufeinanderfolgender Vollmonde, zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen ein anderer eine Reihe hintereinander folgender Mondfinsternisse. Uebrigens ist es nach den neuesten Untersuchungen wahrscheinlich,

daß gelegentlich auch für den Planeten Mars eine vollständige Sonnenfinsternis eintreten kann, was bisher als sehr fraglich galt. Die Verfinsternungen des zweiten Mondes Deimos sind entsprechend seiner größeren Entfernung vom Planeten weniger häufig. —

**Humoristisches.**

— Annahme. „Herr, sind Sie satisfaktionsfähig?“  
 „Nicht's ja ja nicht!“  
 „Wie können Sie dann die Frechheit besitzen, mich zu ohrfeigen?“ —  
 — Er läßt handeln. Schmierenschauspieler (als ein Kollege von ihm die Rolle des „Hamlet“ will): „Ach, die Rolle geb' ich nicht um ein Königreich her!“  
 „Striegst zwei Regensburger Würstel!“  
 „Nimm sie, edler Freund!“ —  
 — Trost. Ein Zehländer, der eine fröhliche Kneiperei mitgemacht hatte, kam ziemlich angeheitert des Morgens um 3 Uhr nach Hause. Als er die Treppe hinaufkletterte, kam ihm der Doktor entgegen und verkündete ihm, daß er soeben Vater von Drillingen geworden sei. Der Zehländer blickte auf die Uhr, die gerade drei zeigte, fragte sich den Kopf und sagte: „Ich bin nicht abergläubisch — aber ich bin doch froh, daß ich nicht um zwölf nach Hause gekommen bin.“ —

**Notizen.**

— In Mannheim richteten, um die Aufführung von Halbes „Jugend“ im dortigen Hoftheater zu verhindern, eine Anzahl Katholiken eine Beschwerde an das Ministerium gegen den Hoftheater-Intendanten Wassermann. Das Ministerium gab indessen einen abschlägigen Bescheid. Darauf wandten sich die Katholiken an den Erzbischof, welcher seinerseits Beschwerde bei dem Ministerium gegen die Aufführung von Halbes „Jugend“ erhob, mit der Motivierung, daß das Stück eine Herabwürdigung des katholischen Klerus und eine raffinierte Vorbereitung eines Unzuchtstükes enthalte. Das Ministerium forderte hierauf den Intendanten Wassermann zur Berichterstattung auf. —  
 — Der Aufruf zu Sammlungen für das Leipziger Goethe-Denkmal hat bis jetzt erst 10 000 Mark gebracht, statt der erforderlichen 30 000 Mark. —  
 — Von den unter dem Titel „Neue Kunst“ vom Salon Ribera herausgegebenen zwanglosen Hefen ist ein drittes Heft mit einem Aufsatz von Willy Pastor: „Gemalte Luft“ erschienen. —  
 — Die Berliner National-Galerie, die bisher nur eine Landschaft W. Trübners besaßen, hat jetzt auch das figürliche Bild „Auf dem Canapé“ des Frankfurter Künstlers angekauft. —  
 — Im Nachlaß von Johann Strauß fanden sich nach der „N. Fr. Pr.“ außer dem fast vollendeten ersten Akt des Ballets „Aschenbrödel“ eine Reihe von Balzerteilen, sowie zahlreiche Skizzen und Notizen vor, in denen der Künstler in flüchtiger Weise musikalische Gedanken notierte. Die Familie will einen Komponisten mit der Aufgabe betrauen, diesen Nachlaß zu sichten und zusammenzustellen. Man erörtert lebhaft die Frage, wem die schwierige Aufgabe zufallen wird, die „Aschenbrödel“-Partitur fortzusetzen. Für den zweiten und dritten Akt hat Strauß nur wenig zu verarbeitendes Material, unzusammenhängende Gedanken hinterlassen. —  
 — Die Académie française hat in der Sitzung unter dem Vorsitz von Mézières den Preis Gobert im Betrage von 10 000 Fr., der für die längendste stilistische Leistung auf dem Gebiete der französischen Geschichtsschreibung bestimmt war, zu neun Zehnteln an Vaudrillard verliehen; der Rest kam an Lehacourt. —  
 — In Toledo soll ein Manuscript von Tacitus „Agricola“ aufgefunden worden sein. Der Bischof von Toledo verweigert aber selbst die Besichtigung des alten Manuscripts mit der Begründung, daß irgend welche Veröffentlichung aus dem Inhalt des Textes den Wert der Entdeckung schmälern würde. —  
 — Der Astronom an der Urania-Sternwarte in Berlin, Gustav Witt, hat in der Nacht zum 9. Juni im Schlangenträger abermals einen neuen Planetoiden auf photographischem Wege entdeckt (1899, NE), der nahezu 9. Größe hat, also heller ist, als die in der letzten Zeit entdeckten kleinen Planeten. —  
 — Die Chinesen haben ein eigenartiges Mittel erfunden, um die Vriestauben gegen die Raubvögel zu schützen. Dieses Mittel besteht in einer sehr leichten Pfeife, die aus Bambusrinde gefertigt und auf dem Rücken der Taube befestigt wird. Bei dem Fluge ist diese Pfeife im Gange und setzt die Sperber, Hühnergeier und andere Raubvögel in Schrecken. —  
 — Unter der kleinen Bergstadt Cleveeth im Minnedistricte von Messaba (Minnesota) hat man, wie der „Prometheus“ berichtet, ein reiches Eisenerzlager entdeckt, dessen Ausbeutung nur durch eine Fortschaffung der Stadt möglich werden kann. Um die Grund- und Hausbesitzer zum Umzug zu veranlassen, hat man in einiger Entfernung von der hiesigen Stadt eine neue Stadt Cleveeth mit gepflasterten Straßen und Trottoirs angelegt, und es hat sich eine Häuser-Transport-Gesellschaft gebildet, um auf Kosten der Bergwerksgesellschaft die Wohnhäuser in die neue Stadt zu führen. Der Umzug der Stadt hat bereits begonnen. —